

btb

Matti und sein schweigsamer Freund Niila wachsen auf in einem kleinen Dorf im äußersten Norden Schwedens, fernab der wirklichen Welt. Es sind die wilden sechziger Jahre, doch das Leben im Tornedal wird weniger durch Rebellion als durch die unwirtliche Landschaft, den kauzigen Eigensinn seiner Bewohner und der religiösen Bewegung des Laestadianismus geprägt, die durch extreme strenge und Lustfeindlichkeit besticht. Kein Wunder, dass die beiden Kinder schon früh nichts anderes im Kopf haben, als sich wegzuträumen von diesem Ort, der zwar viele Geschichten zu erzählen hat, aber auch unvermutete Gefahren in sich birgt. Als der Rock'n'Roll Einzug hält im kleinen Tal, ist ihre Zeit gekommen...

Ein großartiges, eindringliches Buch mit einer unverwechselbaren Handschrift: Niemis Sprache ist so wild und zärtlich wie die Menschen aus dem hohen Norden, die er beschreibt – seine Geschichte so rasant, ausgelassen und dramaturgisch geschickt, dass einem Hören und Sehen vergeht...

MIKAEL NIEMI, Jahrgang 1959, wuchs im hohen Norden Schwedens in Pajala auf, wo er heute noch lebt. Sein erster Roman »Populärmusik aus Vittula« wurde zum Sensationserfolg und war das spektakulärste Debüt, das Schweden je erlebt hatte:

800 000 verkaufte Exemplare, ausgezeichnet mit dem Augustpreis, dem wichtigsten Literaturpreis des Landes, seit Erscheinen auf Platz 1 der Bestsellerliste, jubelnde Kritiker, begeisterte Leser – offensichtlich traf Niemi den Nerv des Publikums mit seinem ungewöhnlich berührenden, aber auch überaus komischen Buch.

Mikael Niemi

Populärmusik  
aus Vittula

Roman

*Aus dem Schwedischen  
von Christel Hildebrandt*

**btb**

Die schwedische Originalausgabe erschien 2000  
unter dem Titel »Populärmusik från Vittula«  
bei Norstedts Förlag, Stockholm

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

19. Auflage  
Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2004  
Copyright © 2000 by Mikael Niemi  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002  
by btb Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: Design Team München  
Umschlagfoto: Wolf Huber  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck  
MK · Herstellung: sc  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-442-73172-5

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)  
[www.facebook.com/penguinbuecher](http://www.facebook.com/penguinbuecher)

## PROLOG

Der Erzähler wacht auf, beginnt den Berg zu besteigen und macht sich auf dem Thorong La-Pass lächerlich, woraufhin die Erzählung ihren Lauf nehmen kann.

Die Nacht in dem engen Bretterverschlag war saukalt. Als mein Reisewecker anfang zu piepsen, setzte ich mich mit einem Ruck auf, knüpfte das kleine Gesichtsfenster im Schlafsack auf und schob einen Arm in die kohlrabenschwarze Finsternis hinaus. Meine Finger tasteten in dem kalten Luftzug, der durch die Bretterritzen drang, zwischen Splintern und Sandkörnern immer weiter über die ungehobelten Bodenbretter, bis sie das kalte Plastik des Weckers und den Knopf zum Ausstellen fanden.

Eine Weile blieb ich still liegen, halb betäubt, mich an einem Baumstamm festklammernd, einen Arm ins Meer getaucht. Stille. Kälte. Kurze Atemzüge in der dünnen Luft. Im Körper spürte ich einen physischen Schmerz, als hätte ich die ganze Nacht mit angespannten Muskeln dagelegen.

Genau in diesem Moment sah ich ein, dass ich tot war.

Das Erlebnis ist schwer zu beschreiben. Es war, als würde der Körper entleert. Ich wurde zu Stein, zu einem

unendlich großen, nasskalten Meteoriten. Und eingebettet tief in diesem Hohlraum lag etwas Fremdes, etwas Längliches, Weiches, Organisches. Eine Männerleiche. Sie gehörte nicht zu mir. Ich war aus Stein, ich umschloss nur diese erkaltete Gestalt wie ein riesiger, fest geschlossener Granitsarkophag.

Es dauerte zwei, höchstens drei Sekunden.

Dann knipste ich meine Taschenlampe an. Das Ziffernblatt des Weckers zeigte Null und Null. Einen unheimlichen Moment lang befürchtete ich, dass die Zeit still stehe, dass sie nicht länger gemessen werden könnte. Dann aber wurde mir klar, dass es mir gelungen war, die Uhr auf Null zu stellen, als ich nach dem Aus-Knopf suchte. Meine Armbanduhr zeigte zwanzig Minuten nach vier in der Früh. Um das Atemloch des Schlafsacks hatte sich eine dünne Schicht Raureif gebildet. Es herrschten Minusgrade, obwohl ich mich drinnen befand. Ich wappnete mich gegen die Kälte und schlängelte mich vollkommen angezogen aus dem Schlafsack, und schob dann meine Füße in die eiskalten Wanderstiefel. Mit leichtem Unbehagen verstaute ich mein leeres Schreibheft im Rucksack. Auch heute nichts. Kein Entwurf, nicht die kleinste Notiz.

Den Metallhaken der Tür geöffnet und hinaus in die Nacht. Der Sternenhimmel breitete seine Unendlichkeit aus. Eine Mondsichel schaukelte wie ein Ruderboot am Horizont, die Riesen des Himalaya ließen sich in alle Richtungen als spitze Silhouetten erahnen. Das Sternenlicht war so stark, dass es förmlich den Boden begoss, scharfe weiße Strahlen durch ein riesenhaftes Sieb rinnen ließ. Ich warf mir den Rucksack über, und schon diese kleine Anstrengung brachte mich zum Keuchen.

Der Sauerstoffmangel ließ kleine Sternchen vor meinen Augen tanzen. Der Höhenhusten presste sich durch meine Kehle, trockenes Bellen, 4400 Meter über dem Meeresspiegel. Vor mir konnte ich den Pfad erkennen, der steil die steinige Bergwand hinauf lief, bis er in der Dunkelheit verschwand. Langsam, ganz langsam begann ich zu klettern.

Der Thorong La-Pass, im Annapurnamassiv in Nepal. Höhe: 5415 Meter. Ich habe es geschafft. Endlich bin ich oben! Die Erleichterung ist so groß, dass ich mich auf den Rücken fallen lasse und nur noch keuche. Die Beine brennen vor Muskelkater, der Kopf pocht und schmerzt im ersten Stadium der Höhenkrankheit. Das Tageslicht ist beunruhigend gescheckt. Ein plötzlicher Windstoß kündigt schlechteres Wetter an. Die Kälte beißt in die Wangen, und ich sehe, wie eine Hand voll Bergsteiger eilig ihre Rucksäcke schultert und den Abstieg nach Mukti-nath beginnt.

Ich bleibe allein zurück. Kann es nicht über mich bringen, einfach so zu gehen, noch nicht. Immer noch außer Atem setze ich mich auf. Stütze mich an der Gipfelmарkierung mit ihren flatternden tibetanischen Gebetswimpeln ab. Der Pass besteht nur aus Felsen, ein steriler Kiesgrat ohne jede Vegetation. Auf beiden Seiten steigen die Gipfel empor, schwarze, raue Fassaden mit himmelweißen Gletschern.

Die ersten Schneeflocken peitschen in Windböen gegen die Jacke. Weniger schön. Wenn der Weg wieder einschneit, wird es gefährlich. Ich spähe nach hinten, aber es sind keine weiteren Wanderer mehr zu sehen. Ich sollte schauen, dass ich nach unten komme.

Aber jetzt noch nicht. Ich stehe auf dem höchsten Punkt, auf dem ich mich jemals befunden habe. Zunächst einmal muss ich Abschied nehmen. Zunächst einmal muss ich jemandem danken. Ein Impuls überkommt mich, ich lasse mich bei dem Gipfelstein auf die Knie fallen. Fühle mich zwar etwas lächerlich, aber ein weiterer Rundblick bestätigt, dass ich allein bin. Schnell beuge ich mich vor wie ein Moslem, den Hintern in der Luft, falle nach vorn und murmle ein Dankgebet. Und da gibt es eine Metallplatte mit eingravierten tibetanischen Buchstaben, eine Schrift, die ich nicht lesen kann, die aber Ernst und Frömmigkeit ausstrahlt, und ich beuge mich noch weiter hinunter und küsse den Text.

Das ist der Augenblick, in dem die Erinnerung sich mir öffnet. Ein Schwindel erregender Schacht hinab in meine Kindheit. Ein Rohr durch die Zeit, durch das jemand eine Warnung ruft, doch es ist zu spät.

Ich sitze fest.

Meine feuchten Lippen sind an einer tibetanischen Gebetsplatte festgefroren. Und als ich versuche, mich mit der Zunge zu befreien, friert auch sie an.

Jedes Kind in Norrland hat das wohl schon einmal erlebt. Ein eisiger Wintertag, ein Brückengeländer, ein Laternenpfahl, ein überfrorenes Stück Eisen. Meine Erinnerung ist plötzlich glasklar. Ich bin fünf Jahre alt und lecke mich am Türschloss am Eingang in Pajala fest. Zunächst grenzenlose Verblüffung. Ein Türschloss, das problemlos mit Handschuhen oder einem nackten Finger berührt werden kann. Jetzt zu einer teuflischen Falle geworden. Ich versuche zu schreien, aber das ist nicht so einfach, wenn die Zunge festgefroren ist. Ich rudere mit den Armen, versuche mich mit Gewalt zu befreien, muss aber



wegen der Schmerzen aufgeben. Die Kälte führt dazu, dass die Zunge taub wird, ein Geschmack nach Blut füllt den Mund. Verzweifelt trete ich gegen die Tür und stoße desperat aus:

»Ääähhh, ääähhh...«

Da kommt Mutter. Sie kippt eine Schale warmes Wasser über meinen Mund, das Wasser läuft übers Schloss, meine Lippen kommen frei. Hautfetzen bleiben auf dem Metall zurück, und ich schwöre, dass mir so was nie wieder passiert.

»Ääähhh, ääähhh«, murme ich, während der Schnee jetzt dichter fällt. Niemand hört mich. Sollten noch ein paar Wanderer auf dem Weg nach oben sein, kehren sie jetzt mit Sicherheit um. Mein Hintern ragt in die Höh, der Wind bläst kräftig und kühlt ihn. Mein Mund verliert langsam das Gefühl. Ich ziehe mir die Handschuhe aus und versuche mich mit der Wärme der Hände loszu-eisen, stoße keuchend warmen Atem heraus. Aber es ist zwecklos. Das Metall saugt die Wärme auf, bleibt selbst aber gleich bleibend kalt. Ich versuche aufzustehen, die Metallplatte loszuruckeln. Aber sie ist festgegossen, bewegt sich keinen Millimeter. Der kalte Schweiß macht mir den Rücken nass. Der Wind zwängt sich unter das Jackenbündchen und lässt mich erschauern. Tief liegende Wolken ziehen herauf und hüllen den Pass in Nebel ein. Gefährlich. Verdammt gefährlich. Die Panik wird immer größer. Ich werde hier sterben. Festgefroren an eine tibetanische Gebetsplatte werde ich niemals die Nacht überstehen können.

Es gibt nur noch eine Möglichkeit. Ich muss mich losreißen.

Bei dem Gedanken wird mir schlecht. Aber ich habe

keine andere Wahl. Zerre zunächst ein bisschen zur Probe. Spüre den Schmerz bis in die Zungenwurzel hinein. Eins... zwei... und die letzte Zahl heißt...

Rot. Blut. Und ein Schmerz, der mich mit der Stirn gegen die Metallplatte schlagen lässt. Es geht nicht. Der Mund sitzt immer noch so bombenfest wie vorher. Ich verliere noch mein Gesicht, wenn ich härter aufschlage.

Ein Messer. Wenn ich wenigstens ein Messer hätte. Ich taste mit dem Fuß nach dem Rucksack, aber der liegt mehrere Meter weit entfernt. Vor Angst krampft sich mein Magen zusammen, fast entleert sich schon die Blase in der Hose. Ich öffne den Reißverschluss und bereite mich darauf vor, auf allen vieren zu pissen, wie eine Kuh.

Doch da halte ich inne. Nehme meinen Trinkbecher, der am Gürtel hängt. Pisse den Becher voll und gieße mir anschließend den Inhalt über den Mund. Es läuft mir über die Lippen, schmilzt, und nach wenigen Sekunden bin ich frei.

Ich habe mich freigepisst.

Ich stehe auf. Meine Gebetsstunde ist vorbei. Zunge und Lippen sind starr und schmerzen. Aber ich kann sie wieder bewegen. Endlich kann ich anfangen zu erzählen.

## KAPITEL 1

– in dem Pajala den Schritt in die Gegenwart tut, Musik entsteht und zwei kleine Jungs sich mit leichtem Gepäck auf den Weg machen.

Es war Anfang der Sechzigerjahre, da wurde unser Viertel in Pajala asphaltiert. Ich war fünf Jahre alt und hörte das Dröhnen, als sie sich näherten. An unserem Haus vorbei kroch eine Kolonne panzerähnlicher Fahrzeuge, die den holprigen und löchrigen Kiesweg zu durchwühlen begannen. Es war im Frühsommer. Männer in Overalls liefen breitbeinig umher, spuckten Kautabak aus, schlugen mit den Stecheisen zu und murmelten etwas auf Finnisch, während die Hausfrauen neugierig hinter den Gardinen standen. Für einen kleinen Knirps war das höchst spannend. Ich hing am Bretterzaun, guckte durch die Latten hindurch und sog den Dieselqualm dieser gepanzerten Wunderdinge in mich hinein. Sie verbissen sich in den gewundenen Dorfweg, als wäre es ein alter Kadaver. Ein Lehmweg mit unzähligen kleinen Kuhlen, die sich bei Regen sofort anfüllten, ein pockennarbiger Rücken, der bei Tauwetter wie Butter dahinschmolz und der im Sommer wie ein Hackfleischteig gesalzen wurde, damit

der Staub gebunden wurde. Ein Kiesweg war altmodisch. Der gehörte in die vergangene Zeit, in der unsere Eltern geboren worden waren, die sie aber letztendlich dann doch hinter sich lassen wollten.

Unser Viertel wurde im Volksmund *Vittulajänkkä* genannt, was in der Übersetzung Fotzenmoor bedeutet. Der Ursprung des Namens war unklar, kam aber sicher daher, dass hier so viele Kinder geboren wurden. In vielen der Hütten gab es fünf Kinder, manchmal auch mehr, und der Name wurde zu einer Art Lobgesang der weiblichen Fruchtbarkeit. *Vittulajänkkä*, oder *Vittula*, wie es abgekürzt wurde, war von den Mitgliedern ärmerer Familien bevölkert, die in den Hungerjahren in den Dreißigern aufgewachsen waren. Dank harter Arbeit und der Hochkonjunktur war man aufgestiegen und hatte Geld für ein richtiges Haus aufnehmen können. Schweden blühte, die Wirtschaft wuchs, und sogar Tornedalen wurde vom Fortschrittsrausch mitgerissen. Die Entwicklung war so überraschend schnell gekommen, dass man sich immer noch arm fühlte, obwohl man doch reich geworden war. Ab und zu kam die Befürchtung auf, alles könne einem wieder genommen werden. Die Hausfrauen dachten hin und wieder voller Schaudern hinter ihren selbst genähten Gardinen, wie gut man es doch getroffen hatte. Man hatte ein ganzes Haus für sich selbst und seine Nachkommenschaft. Man konnte es sich leisten, Kleidung zu kaufen, die Kinder mussten nicht mehr in Lumpen und Gestopftem herumlaufen. Man hatte sogar ein Auto. Und jetzt würde auch noch der Kiesweg verschwinden, jetzt würde das alles mit ölschwarzem Asphalt gekrönt werden. Die Armut würde in eine schwarze Lederjacke gekleidet. Es war die Zukunft, die hier geschaffen wurde, glatt wie eine

Wange. Hier würden die Kinder auf ihren neuen Fahrrädern dem Wohlstand und der Ingenieursausbildung entgegenradeln können.

Die Hinterlader brüllten und brummten. Die Lastwagen streuten Kies. Die Dampfwalzen drückten das Straßenbett unter ihren gewaltigen Stahlzylindern mit einem Gewicht zusammen, das so unfassbar war, dass ich meinen fünfjährigen Fuß drunterschieben wollte. Stattdessen warf ich große Steine vor die Walze, lief hin und suchte sie, nachdem das Fahrzeug vorbeigefahren war, aber die Steine waren verschwunden. Sie waren auf geradezu magische Weise fort. Das war gleichzeitig gruselig und faszinierend. Ich legte meine Hand auf die plattgewalzte Oberfläche. Sie fühlte sich sonderbar kalt an. Wie konnte so rauher Kies glatt wie ein Laken gebügelt werden? Ich warf eine Gabel aus der Küchenlade hin und dann meine Plastikschaufel, und auch die verschwanden spurlos. Und noch heute bin ich mir nicht sicher, ob diese Dinge wirklich dort in dem Straßenbett liegen oder ob sie sich nicht tatsächlich auf irgendeine magische Art aufgelöst haben.

Zu dieser Zeit kaufte meine große Schwester ihren ersten Plattenspieler. Wenn sie noch in der Schule war, schlich ich mich in ihr Zimmer. Er stand auf ihrem Schreibtisch, ein technisches Wunderwerk aus schwarzem Plastik, ein glänzender kleiner Kasten mit einem durchsichtigen Deckel, der merkwürdige Knöpfe und Regler verbarg. Rund herum lagen Lockenwickler, Lippenstift und Spraydosen. Alles war modern, ein unnötiger Luxus, alles ein Zeichen unseres Reichtums und ein Versprechen auf eine Zukunft in Überfluss und Wohlstand. In einem Lackkästchen la-

gen Stapel mit Kinokarten und Fotos von Filmsternen. Meine Schwester sammelte die Eintrittskarten und hatte einen großen Stapel von Wilhelmssons Kino. Auf die Rückseite schrieb sie den Filmtitel, die Hauptdarsteller und eine Note.

Auf ein Plastikgestell, das aussah wie ein Abtropfgestell für Geschirr, hatte sie ihre einzige Single gestellt. Ich hatte ihr hoch und heilig versprochen, nicht einmal drauf zu hauchen. Jetzt ergriff ich sie mit zitternden Fingern, strich über die glänzende Hülle, auf der ein fescher Jüngling Gitarre spielte. Eine schwarze Haarlocke hing ihm in die Stirn, er lächelte und erwiderte meinen Blick. Vorsichtig, ganz vorsichtig holte ich das schwarze Vinyl heraus. Sorgsam hob ich den Deckel des Plattenspielers. Ich versuchte mich daran zu erinnern, wie meine Schwester es getan hatte, und legte die Scheibe auf den Plattenteller. Schob das große Singleloch auf den Mittelstützen. Und mit einer Erwartung, die mir den Schweiß ausbrechen ließ, schaltete ich den Strom ein.

Der Plattenteller zuckte und begann sich zu drehen. Es war unerträglich spannend, ich musste den Impuls unterdrücken, einfach davonzulaufen. Mit plumpen Jungsfingern packte ich den Wurm, den schwarzen, steifen Tonabnehmer mit seinem Giftzahn, grob wie ein Zahnstocher. Dann senkte ich ihn auf das surrende Plastik hinab.

Es knisterte wie Speck in der heißen Pfanne. Und ich wusste, dass etwas kaputtgehen würde. Ich hatte die Scheibe kaputtgemacht, man würde sie nie wieder spielen können.

»BAM-BAM... BAM-BAM...«

Nein, da kam es! Kräftige Akkorde. Und dann Elvis' fiebrige Stimme.

Ich blieb wie versteinert stehen. Vergaß zu schlucken, merkte nicht, dass es von der Unterlippe tropfte. Ich fühlte mich butterweich, alles drehte sich mir im Kopf, ich vergaß sogar zu atmen.

Das war die Zukunft. So klang sie. Musik, die dem Stampfen der Straßenbaufahrzeuge ähnelte, ein Gerassel, das kein Ende nahm, ein Lärm, der auf den purpurroten Sonnenuntergang am Horizont verwies.

Ich beugte mich vor und schaute aus dem Fenster. Draußen auf der Straße rückte ein Lastwagen vor, und ich sah, dass sie mit dem endgültigen Belag angingen. Aber das war kein schwarzer, lederglänzender Asphalt, den sie da auskippten. Sondern Ölschotter. Staubgrauer, holpriger, hässlicher, verdammter Ölschotter.

Auf dem sollten wir Dummköpfe in die Zukunft radeln.

Als die Maschinen sich endlich zurückgezogen hatten, machte ich kleine, vorsichtige Ausflüge in die Nachbarschaft. Mit jedem Schritt wuchs meine Welt. Die neu-belegten Straßen führten weiter zu anderen neugeteer-ten Straßen, Grundstücke breiteten sich wie belaubte Parks aus, riesenhafte Hunde zerrten an ihren rasselnden Laufleinen und kläfften mich an. Und je weiter ich ging, umso mehr gab es zu sehen. Die Welt nahm kein Ende, sie weitete sich die ganze Zeit aus, und ich spürte einen Schwindel, der fast an Übelkeit grenzte, als ich verstand, dass man immer, immer weiter gehen konnte. Schließlich nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte Papa, der gerade unseren neuen Volvo PV wusch:

»Wie groß ist die Welt?«

»Ziemlich groß«, sagte er.

»Aber irgendwo muss sie doch zu Ende sein?«

»In China.«

Das war eine klare Antwort, die es mir leichter ums Herz machte. Wenn man nur lange genug lief, so fand man das Ende. Und das lag im Reich dieser schlitzäugigen Tschingtschangtschongmenschen auf der anderen Seite der Welt.

Es war Sommer und brütend heiß. Mein Hemd wurde nass von dem tropfenden Eis, das ich leckte. Ich verließ unseren Hofplatz, verließ die Sicherheit. Ab und zu warf ich einen Blick zurück, aus Angst, mich zu verlaufen.

Ich begab mich zu dem Spielplatz, der eigentlich nur eine alte Graswiese war, die mitten im Ort zurückgeblieben war. Die Gemeinde hatte ein Schaukelgerüst auf dem Gras zusammengeschustert, und ich ließ mich auf dem schmalen Sitzbrett nieder. Eifrig begann ich die Ketten zu bearbeiten, um an Fahrt zu gewinnen.

Im nächsten Moment bemerkte ich, dass mich jemand beobachtete. Da saß ein Typ auf der Rutschbahn. Ganz oben, als ob er im nächsten Moment herunterrutschen wollte. Aber er zögerte, unbeweglich wie ein Raubvogel, und betrachtete mich mit weit aufgerissenen Augen.

Ich war auf der Hut. Der Junge hatte etwas Unangenehmes an sich. Er konnte nicht dort gesessen haben, als ich kam, und es schien, als wäre er aus heiterem Himmel aufgetaucht. Ich versuchte, ihn nicht weiter zu beachten, schaukelte stattdessen so hoch, das die Ketten in meinen Händen schlaff wurden. Schweigend schloss ich die Augen und spürte das Kribbeln im Bauch, während es immer schneller nach unten ging, und dann flog ich wieder hinauf ins Licht auf der anderen Seite.

Als ich die Augen öffnete, saß er in der Sandkiste. Als



wäre er mit ausgebreiteten Flügeln dorthin geflogen, ich hatte keinen einzigen Laut gehört. Immer noch betrachtete er mich mit intensivem Blick, den Oberkörper halb abgewandt.

Ich gab keinen Schwung mehr und ließ die Schaukel langsam auspendeln. Schließlich sprang ich ins Gras hinunter, machte einen Purzelbaum und blieb liegen. Starrte in den Himmel. Die Wolken zogen weiß über den Fluss. Sie sahen aus wie große, wollige Schafe, die sich im Wind zum Schlafen gelegt hatten. Als ich erneut die Augen schloss, sah ich kleine Wesen, die sich auf der Innenseite meiner Augenlider bewegten. Kleine schwarze Punkte, die über eine rote Haut krabbelten. Als ich die Augen fester zukniff, entdeckte ich violett gefärbte Kerle in meinem Bauch. Sie kletterten übereinander und bildeten ein Muster. Auch hier gab es Tiere, auch das war eine Welt, die es zu entdecken galt. Ein Schwindel erregendes Gefühl packte mich, die Einsicht, dass die Welt aus Unmengen von Tüten bestand, die alle übereinander gestülpt waren. Durch wie viele Schichten man sich auch hindurchzwängte, es gab immer noch eine neue.

Ich öffnete die Augen und hielt die Luft vor Überraschung an. Der Junge lag neben mir. Er hatte sich dicht neben mir ausgestreckt, so dicht, dass ich seine Wärme spüren konnte. Sein Gesicht war sonderbar klein. Der Kopf an sich war normal, aber seine Gesichtszüge drängten sich auf einem viel zu kleinen Platz zusammen. Wie das Gesicht einer Puppe, festgeleimt auf einem großen, lederbraunen Fußball. Die Haare waren unregelmäßig geschnitten, offensichtlich nicht vom Friseur, der Schorf einer Schramme auf der Stirn würde bald abfallen. Er kniff ein Auge zusammen, das obere, um die Sonne einzufangen. Das andere lag

unten im Gras, weit aufgerissen, mit einer riesigen Pupille, in der ich mein eigenes Spiegelbild sehen konnte.

»Wie heißt du?«, wollte ich wissen.

Er gab keine Antwort. Bewegte sich nicht.

»*Mikäs sinun nimi on?*«, wiederholte ich auf Finnisch.

Jetzt öffnete er den Mund. Es wurde kein Lächeln, aber man sah die Zähne. Sie waren gelb, mit einem alten Speiserestefilm bedeckt. Er steckte den kleinen Finger in ein Nasenloch, die übrigen Finger wären zu dick gewesen, hätten nicht reingepasst. Ich tat es ihm gleich. Wir gruben beide unsere Popel aus. Er steckte sie in den Mund und schluckte. Ich selbst zögerte. Da schnappte er sich meinen Happen und schluckte auch ihn hinunter.

Mir war klar, dass er mein Freund werden wollte.

Wir setzten uns im Gras auf, und ich wollte ihn auch so richtig beeindrucken.

»Man kann überall hingehen!«

Er hörte konzentriert zu, aber ich war mir nicht sicher, ob er verstanden hatte.

»Sogar nach China«, fuhr ich fort.

Um zu zeigen, dass ich es ernst meinte, begann ich die Straße entlangzugehen. Frischen Mutes, mit einem aufgesetzt pompösen Selbstvertrauen, das meine Nervosität verbergen sollte. Er folgte mir. Wir gingen bis zu dem gelben Pfarrhaus. Auf der Straße davor stand ein Bus, der gehörte sicher irgendwelchen Touristen, die die Laestadiusrauchstube besuchten. Die Bustür stand offen wegen der Hitze, ein Fahrer war nirgends zu sehen. Ich zog den Jungen mit mir zur Einstiegstreppe, wir kletterten hinein. Auf den Sitzen, die etwas feucht rochen, lagen Taschen und Jacken. Wir setzten uns ganz nach hinten und krochen hinter die Rückenlehne. Bald stiegen einige ältere

Damen ein, setzten sich auf ihre Plätze, keuchend und verschwitzt. Sie redeten in einer Sprache mit vielen Brauselaute und tranken in langen Zügen aus Flaschen mit Erfrischungsgetränken. Weitere Rentner trafen ein, und schließlich tauchte auch der Fahrer auf, schob sich Kautabak unter die Lippe, und dann ging es los.

Schweigend und mit großen Augen betrachteten wir die Landschaft, die vorbeisauste. Wir verließen Pajala, schnell verschwand dessen letztes Haus, und brummt hinaus in die Wildnis. So viel Wald, das schien nirgends ein Ende zu nehmen. Alte Telefonmasten mit Porzellanknöpfen, an denen die Kabel in schweren Bögen in der Hitze hingen.

Es dauerte mehrere Kilometer, bis uns jemand bemerkte. Ich stieß aus Versehen gegen den Vordersitz, und eine Dame mit grobporigen Wangen drehte sich um. Ich lächelte sie abwartend an. Sie erwiderte mein Lächeln, wühlte eine Weile in ihrer Handtasche und bot uns dann etwas aus einer ungewöhnlichen, stoffartigen Bonbontüte an. Sie sagte etwas, das ich nicht verstand. Dann deutete sie auf den Fahrer und fragte:

»Papa?«

Ich nickte mit einem steifen Lächeln.

»Habt ihr Hunger?«, fuhr sie in ihrer merkwürdigen Sprache fort.

Und ehe wir uns versahen, hatte sie jedem von uns ein Schwarzbrot mit Käse in die Hand geschoben.

Nach einer langen, holprigen Busreise hielten wir auf einem großen Parkplatz an. Alle strömten hinaus, auch ich und mein Kumpel. Vor uns lag ein breites Betongebäude mit flachem Dach und hohen, gespreizten Metallantennen. Weiter entfernt, hinter einem Maschendraht-

zaun, standen ein paar Propellerflugzeuge. Der Fahrer öffnete eine Luke und holte die Reisetaschen heraus. Die nette Dame hatte viel zu viel Gepäck und kam vollkommen in Hektik. Der Schweiß lief ihr unter dem Hutrand heraus, und sie lutschte mit einem hässlichen Schmatzen an ihren Zähnen. Ich und mein Kumpel halfen ihr als Dank für die Butterbrote und schnappten uns eine schwere Tasche. Wir trugen sie in das Gebäude, wo die Rentnergruppe sich in einem laut schwatzenden Haufen vor einem Tresen sammelte und alle möglichen Papiere heraussuchte. Eine uniformierte Frau versuchte geduldig für Ordnung zu sorgen. Dann konnten wir in geordnetem Trupp durch die Sperre zum Flugzeug gehen.

Es war das erste Mal, dass ich fliegen sollte. Wir fühlten uns ein wenig verloren, aber eine liebe braunäugige Frau mit goldenen Herzen in den Ohren half uns, die Sicherheitsgurte anzuschlallen. Mein Kumpel landete auf dem Fensterplatz, und mit wachsender Spannung konnten wir sehen, wie die glänzenden Propeller anfangen, sich zu drehen, immer schneller und schneller, bis sie ganz und gar in einem runden, unsichtbaren Wirbel verschwanden.

Dann begannen wir uns zu bewegen. Ich wurde in den Sitz gedrückt, spürte, wie die Räder holperten und dann den leichten Ruck, als wir den Boden verließen. Mein Kumpel zeigte hingerissen aus dem Fenster. Wir flogen! Dort unten lag die Welt. Menschen, Häuser und Autos schrumpften zu Spielsachen, so klein, dass sie in den Taschen Platz gefunden hätten. Und dann kamen von allen Seiten Wolken, weiß von außen, aber innen grau wie Haferschleim. Wir wurden durch die Wolken hinaufgehoben und stiegen immer weiter, bis das Flugzeug das höchste

Himmelsdach erreichte und dann so langsam vorwärts schwebte, dass es kaum zu spüren war.

Die nette Stewardess gab uns Saft, was ein Glück war, da wir ziemlich durstig waren. Und als wir pinkeln mussten, zeigte sie uns einen winzig kleinen Raum, in dem wir einer nach dem anderen unseren Pimmel herausholten. Ich pinkelte in ein Loch und stellte mir vor, wie die Pisse als dünner gelber Regen zur Erde fiel.

Dann bekamen wir beide einen Block und Stifte. Ich malte zwei Flugzeuge, die zusammenstießen. Mein Kumpel legte seinen kurzgeschorenen Kopf immer weiter nach hinten, und bald schlief er mit offenem Mund. Wenn er ausatmete, beschlug die Flugzeugscheibe.

Nach einer ganzen Weile landeten wir. Alle Passagiere versuchten als Erste hinauszukommen, und in dem Gewühl verloren wir die alte Dame. Ich fragte einen Mann mit Schirmmütze, ob das hier China war. Er schüttelte den Kopf und zeigte auf einen unendlich langen Flur, den Leute mit ihren Taschen hin und her liefen. Wir gingen dorthin, und ich musste mehrere Male höflich fragen, bis wir endlich Menschen mit Schlitzaugen entdeckten. Ich dachte mir, dass die doch bestimmt nach China wollten, also setzten wir uns zu ihnen und warteten geduldig.

Nach einer Weile kam ein Mann in einer dunkelblauen Uniform und fing an, uns Fragen zu stellen. Sicher würden wir Probleme kriegen, das konnten wir seinen Augen ansehen. Ich lächelte deshalb schüchtern und tat so, als würde ich ihn nicht verstehen.

»Papa«, murmelte ich und zeigte irgendwo weit in die Ferne.

»Wartet hier«, sagte er und verschwand mit raschem Schritt.

Sobald er weg war, zogen wir um auf eine andere Bank. Dort trafen wir ein schwarzhaariges Chinesenmädchen in Kniestrümpfen, die ein witziges Plastikpuzzle hatte. Sie legte die Teile auf den Boden und zeigte uns, wie man daraus einen Baum oder einen Hubschrauber oder was sonst noch bauen konnte. Sie redete viel und ruderte mit ihren dünnen Armen, ich glaube, sie sagte, sie heiÙe Li. Ab und zu deutete sie auf eine Bank, auf der ein Onkel mit strengen Augen neben einem älteren Mädchen mit rabenschwarzem Haar eine Zeitung las. Ich begriff, dass das die Schwester des Mädchens war. Sie aÙ eine rote, weiche Frucht und wischte sich mit einer spitzenumsäumten Serviette den Mund ab. Als ich zu ihr ging, bot sie mir mit verhaltener Miene Stücke an, die sorgsam mit einem Obstmesser abgeschnitten waren. Sie schmeckten so süÙ, dass ich spürte, wie es in mir vibrierte, so etwas Gutes hatte ich nie zuvor gegessen, und ich stieß meinem Kumpel in die Seite, dass auch er probieren sollte. Er genoss den Happen mit versonnenem Blick. Und als eine Art Dank zog er überraschend eine Streichholzschachtel heraus, öffnete sie einen Spalt und ließ das Chinesenmädchen hineingucken.

Dort drinnen lag ein großer, grün glänzender Käfer. Die große Schwester versuchte ihn mit einem kleinen Obststückchen zu füttern, aber da flog er davon. Er erhob sich dumpf brummend über all die schlitzäugigen Menschen in ihren Sesseln, umkreiste zwei Frauen mit Stäben im Haar, die überrascht aufschauten, umrundete einen Berg von Reisetaschen mit einem hastig eingeschlagenen Rentiergeweih oben drauf und flog dann dicht unter der Leuchtstoffröhre den Flur entlang, den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren. Mein Kumpel

sah traurig aus, aber ich versuchte ihn damit zu trösten, dass er sicher schon auf seinem Weg zurück nach Pajala war.

Im gleichen Moment ertönte eine Lautsprecherstimme, und alle hatten es plötzlich ganz eilig. Wir packten die Puzzleteile in die Spielzeugtasche des Mädchens und drängten uns in dem Passagiergewimmel durch die Sperre. Dieses Flugzeug war viel größer als das vorherige. Statt der Propeller hatte es große Trommeln an den Flügeln, die piffen, als es startete. Das Geräusch wurde zu einem ohrenbetäubenden Heulen und dann zu einem dumpfen Grollen, als wir abgehoben hatten.

Wir kamen nach Frankfurt. Und wenn mein schweigsamer Reisebegleiter keine Probleme mit dem Bauch gehabt und nicht unter einen Tisch geschissen hätte, dann wären wir sicher, dann wären wir auf jeden Fall, daran gibt es gar keinen Zweifel, bis nach China gekommen.

## KAPITEL 2

– über lebendigen und toten Glauben,  
wie Schrauben Gewalt auslösen können und über  
ein merkwürdiges Intermezzo in der Kirche von Pajala.

Ich freundete mich mit meinem schweigenden Kumpel an, und bald ging ich das erste Mal mit zu ihm nach Hause. Es stellte sich heraus, dass seine Eltern Laestadianer waren, Anhänger der Erweckungsbewegung, die Lars Levi Laestadius vor langer, langer Zeit in Karesuando ins Leben gerufen hatte. In feurigen Predigten hatte dieser kurz gewachsene Priester fast genauso viel geflucht wie die Sünder und Lotterleben und Unzucht angeprangert, und das mit einer derartigen Kraft, dass die Nachwirkungen noch heute zu spüren sind.

Für einen Laestadianer genügt es nicht, nur zu glauben. Es geht nicht nur darum, getauft zu werden, oder um ein Lippenbekenntnis, oder darum, Kirchensteuer zu zahlen. Der Glaube muss lebendig sein. Ein alter Laestadianerprediger wurde einmal gefragt, wie er diesen lebendigen Glauben beschreiben würde. Er dachte lange darüber nach und antwortete schließlich, dass es so wäre, als würde man sein Leben lang bergauf wandern.



Sein Leben lang bergauf wandern. Nicht so einfach, sich das vorzustellen. Du spazierst in wunderschönster Ruhe eine lange, sich dahinschlängelnde Tornedalsche Landstraße entlang, so wie die zwischen Pajala und Muodoslompolo. Es ist grünender, sprießender Frühsommer. Der Weg führt durch einen dicht gewachsenen Nadelwald, es duftet von den Morasttümpeln her nach Moor und Sonne. Auerhähne picken Kieselsteine in den Gräben, schrecken mit laut flatternden Flügeln auf und verschwinden im Gestrüpp.

Bald gelangst du zum ersten Anstieg. Du merkst, wie die Erde ansteigt, und spürst, wie es in den Wadenmuskeln zieht. Aber du denkst nicht weiter darüber nach, es ist ja nur eine ganz kleine Steigung. Dort oben wird der Weg sich schon bald wieder zu einer trockenen Waldebene mit dichter weißer Rentierflechte zwischen himmelhohen Bäumen ausstrecken.

Aber die Steigung hält an. Sie ist länger, als du gedacht hast. Die Beine werden müde, die wirst langsamer und hältst immer ungeduldiger nach der Kuppe Ausschau, die doch gleich kommen muss.

Aber sie kommt nicht. Der Weg geht immer weiter hinauf. Der Wald hat sich nicht verändert, Moorflecken und Laubbaumgruppen und ab und zu hässliche Einschlüge. Aber die Steigung hält an. Als hätte jemand die ganze Landschaft herausgebrochen und sie an dem einen Rand hochgehoben. Hätte das äußerste Ende hochgehoben und etwas daruntergelegt, einfach nur so, um Ärger zu machen. Und du ahnst allmählich, dass es weiter nach oben gehen wird, den ganzen Tag lang. Und am nächsten Tag auch noch.

Unverdrossen stapfst du nach vorne gebeugt weiter.

Aus Tagen werden Wochen. Die Beine werden bedenklich müde, und die Gedanken befassen sich immer wieder damit, wer wohl so geschickt gewesen sein und das hier aufgebockt haben kann. Und es ist nicht schlecht gemacht, das musst du widerstrebend zugeben. Aber nach Parkajoki wird es ja wohl endlich wieder eben werden, irgendwann muss ja mal Schluss sein. Und du kommst nach Parkajoki, doch die Steigung ist immer noch da, und dann denkst du halt an Kitkiöjoki.

Aus Wochen werden Monate. Du arbeitest sie Schritt für Schritt ab. Der Schnee beginnt zu fallen. Und der Schnee schmilzt und fällt von neuem. Und zwischen Kitkiöjoki und Kitkiöjärvi bist du kurz davor aufzugeben. Die Beine zittern, die Hüftgelenke schmerzen, die letzten Energiereserven des Körpers sind fast aufgebraucht.

Aber du ruhst dich eine Weile aus und kämpfst dich dann weiter voran. Bald musst du dich doch Muodoslompolo nähern. Ab und zu triffst du jemanden, der aus einer anderen Richtung kommt, das ist unausweichlich. Jemanden, der auf leichten Füßen hinuntertrippelt und auf dem Weg nach Pajala an dir vorbeigeht. Einige von denen haben sogar ein Fahrrad dabei. Sitzen auf dem Sattel, ohne zu treten, können bequem den ganzen Weg hinunterrollen. Da kommen Zweifel auf, das musst du zugeben. Da werden innere Kämpfe ausgefochten.

Und deine Schritte werden kürzer. Und die Jahre vergehen. Und jetzt musst du doch nah sein, ganz, ganz nah. Und noch einmal fällt der Schnee, es ist, wie es sein soll. Du blinzelst in den Schneeböen und meinst, etwas erkennen zu können. Meinst, dort hinten würde es heller werden. Der Wald wird lichter, öffnet sich. Häuser sind zwischen den Bäumen zu erkennen. Das ist die Stadt! Das ist

Muodoslompolo! Und mitten in einem Schritt, einem letzten, kurzen und zitternden Schritt...

Bei der Beerdigung betont der Prediger, dass du im lebendigen Glauben gestorben bist. Die Sache ist klar. Du bist in dem lebendigen Glauben gestorben, *sie kuolit elävässä uskossa*. Du bist bis Muodoslompolo gekommen, wir alle können das bezeugen, und jetzt sitzt du endlich auf dem goldenen Gepäckträger Gottvaters, des Herren, in einer ewigen, engeltrompetenden Abwärtsfahrt.

Es stellte sich heraus, dass mein Kumpel einen Namen hatte, seine Mutter rief ihn Niila. Beide Eltern waren also streng christlich. Obwohl ihr Haus voller Kinder war, herrschte darin eine traurige, kirchenähnliche Stille. Niila hatte zwei ältere Brüder und zwei kleine Schwestern, und ein weiteres strampelte in Mamas Bauch. Und da jedes Kind ein Geschenk Gottes war, würden es mit der Zeit sicher noch mehr werden.

Es war unglaublich, dass so viele Kinder so leise sein konnten. Sie besaßen kaum Spielsachen, die meisten waren aus unbemaltem Holz, das die großen Brüder zurechtgeschnitzt hatten. Damit spielten die Kinder, stumm wie Fische. Und das kam nicht nur daher, weil sie religiös erzogen worden waren, das traf ja auch auf einige andere Familien in Tornedalen zu. Man hatte ganz einfach aufgehört zu reden. Vielleicht aus Scheu, vielleicht aus Wut. Vielleicht, weil man es als unnötig erachtete. Die Eltern öffneten ihren Mund nur zum essen, sonst genügte ein Nicken, und dabei zeigten sie auf das, was sie wollten, und die Kinder gehorchten.

Auch ich schwieg, als ich Niila besuchte. Als Kind bekommt man das schnell mit. Ich zog meine Schuhe auf

der Fußmatte aus und schlich auf weichen Zehenballen, mit gesenktem Kopf, den Rücken leicht gekrümmt, hinein. Ich wurde von einem Schwarm stummer Augen empfangen, im Schaukelstuhl, unter dem Tisch, am Topfschrank. Die Kinderblicke glühten und wichen sogleich wieder aus, stolperten über Küchenwände und den Holzfußboden, um immer wieder zu mir zurückzukommen. Ich starrte nach bestem Vermögen zurück. Das Gesicht des kleinsten Mädchens verzog sich vor Angst, in dem aufgerissenen Kindermund waren die Milchzähne zu sehen, und Tränen begannen sich hervorzudrängen. Sie weinte, aber auch das Weinen war lautlos. Nur die Wangenmuskeln bekamen Falten, während kleine, runde Hände sich an Mamas Rockzipfel klammerten. Die Mutter trug ein Kopftuch, obwohl sie doch im Haus war, sie stand mit den Armen bis zu den Ellbogen in einen Backtrog gesenkt. Das Mehl wirbelte auf und wurde unter ihren kräftigen Knetbewegungen von einem Sonnenstrahl vergoldet. Sie tat so, als würde sie gar nicht merken, dass ich hier war, und Niila nahm das als Zustimmung auf. Er zog mich mit sich zu seinen großen Brüdern, die auf der Küchenbank miteinander Schrauben tauschten. Vielleicht war das auch eine Art Spiel, ein kompliziertes Hin und Her zwischen verschiedenen Schachteln und Fächern. Mit der Zeit wurden sie immer wütender aufeinander und begannen schweigend einander die Schrauben aus den Händen zu reißen. Eine Mutter fiel zu Boden, Niila schnappte sie sich. Der älteste Bruder packte blitzschnell seine Hand, bis Niila vor Schmerzen den Atem anhielt und gezwungen war, die Mutter in eine durchsichtige Plastiksachtel fallen zu lassen. Woraufhin der jüngere Bruder die Schachtel auskippte. Ein Klirren von

Metall, als der Inhalt sich über den Holzfußboden ergoss.

Einen Augenblick lang erstarrten alle. Alle Augen in der Küche konzentrierten sich auf die Brüder, ein Brennpunkt wie bei einem Film, der sich verklemmt hat, dann schwarz wird, schrumpelt, und schließlich wird alles weiß. Ich spürte den Hass, ohne etwas zu verstehen. Mit einer scharfen Bewegung packten die Brüder einander beim Hemd. Die Oberarmmuskeln spannten sich an, wie schwere Magneten wurden sie voneinander angezogen. Und die ganze Zeit starrten sie sich in die Augen, kohlschwarze Pupillen, zwei Spiegel, direkt aufeinander gerichtet, während der Abstand sich bis zur Unendlichkeit dehnte.

Da warf die Mutter den Wischlappen. Er schoss mit einer dünnen Mehlwolke hinter sich durch die Küche, ein Komet mit Schweif, der die Stirn des älteren Sohnes traf. Drohend blieb sie abwartend stehen und strich sich langsam den Teig von den Händen. Sie hatte keine Lust, den ganzen Abend Hemdenknöpfe anzunähen. Widerstrebend lockerten die Brüder ihren Griff. Dann standen sie auf und gingen durch die Küchentür hinaus.

Die Mutter holte den Wischlappen, wusch sich die Hände und widmete sich wieder dem Teigkneten. Niila packte alle Schrauben in die Plastiksachtel und schob diese mit einer freudigen Miene in seine Tasche. Dann spähte er durchs Küchenfenster hinaus.

Mitten auf dem Gartenweg standen die Brüder. Ihre Arme schickten einen Fausthieb nach dem anderen aus. Schwere Treffer, sodass die kurzgeschorenen Köpfe wie Kohlrabiköpfe verdreht wurden. Aber kein Schrei, kein Schimpfwort. Schlag für Schlag auf die niedrigen Stirne,